

Interview mit Prof. em. Dr. Theodor Berchem

Prof. em. Dr. Theodor Berchem (*1935) promovierte 1963 in Paris und habilitierte sich 1966 an der Universität Erlangen-Nürnberg. Von 1967 bis 2003 war er Inhaber des Lehrstuhls für Romanische Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg. Daneben bekleidete er eine große Anzahl weiterer Ämter: Er war Präsident der Universität Würzburg (1975-2003), Präsident des DAAD (1988-2007), Vorsitzender der Bayerischen Rektorenkonferenz (1978-1982) sowie Vizepräsident (1979-1983) und Präsident (1983-1987) der Westdeutschen Rektorenkonferenz. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Dialektologie, Phonetik/Phonologie, Morphosyntax, Stilistik und Wortgeschichte.

promptus: Sehr geehrter Herr Prof. Berchem, Sie hatten den Lehrstuhl für Romanische Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg inne. Ab wann wussten Sie, dass Sie Romanist werden wollten?

Prof. Berchem: Ich hatte ein altsprachliches Gymnasium durchlaufen und hatte im Wahlunterricht Französisch. Selber habe ich mir Italienisch und Spanisch beigebracht. Die Sprachen konnte ich auch fließend, weil ich z.B. einen spanischen Freund aus Málaga hatte, mit dem ich viel Spanisch sprach. An der Volkshochschule habe ich gleich nach dem Abitur sogar beide Sprachen unterrichtet. Nach dem Abitur stellte sich dann die Frage: «Was mache ich nun?» Mein damaliger Deutschlehrer meinte, ich müsse unbedingt Jurist werden, da die Struktur meiner Aufsätze ihn wohl an juristische Beweisführungen erinnerte. Die Sprachbegehung war aber so ausgeprägt, dass ich mir gesagt habe: «Ich studiere Sprachen.» Ich wollte aber nicht unbedingt auf das Gymnasiallehramt vorprogrammiert sein. Mit Latein und Griechisch gab es aber praktisch nur diese Wahl, vom Bibliotheksdienst und Archiven einmal abgesehen. Ich entschied mich also für neue Sprachen, um mehr Möglichkeiten zu haben, und habe Romanistik studiert. Wenn man halbwegs normal veranlagt ist und Bescheidenheit für eine Tugend

hält, sagt man sich als Abiturient aber nicht: «Ich werde Professor!» Ich wollte mir daher einige Möglichkeiten der Berufsausübung vorbehalten. Es gibt ja neben dem Lehramt verschiedene Möglichkeiten, wie z. B. den diplomatischen Dienst, NGOs oder die freie Wirtschaft. Romanisten sind Allrounder und haben in der Regel Denken gelernt. Jedenfalls gilt: Man sollte erstens nur das studieren, wofür man sich geeignet hält, und zweitens, worauf man Lust hat. Ein Blick auf die späteren Beschäftigungen ist dabei durchaus anzuraten. Zu meinem eigenen Werdegang: Ich habe ein Semester in Genf studiert, weil ich meinte, ich müsste mein Französisch aufpolieren, dann zweieinhalb Jahre in Köln und dann ging ich nach Frankreich. Mit meinem Dissertationsthema (bei Prof. Loos) zur Literaturkritik im Bayle'schen Wörterbuch, dem Vorgänger der berühmten *Encyclopédie*, bin ich dann nach Paris gegangen. Dort habe ich eine Licence erworben und auf dem Weg dorthin bin ich mit Prof. Boutière, dem Inhaber des Lehrstuhls für romanische Sprachwissenschaft und exzellentem Kenner des Rumänischen und Provenzalischen bekannt geworden. Der fragte mich eines Tages: «Hätten Sie nicht Lust, bei mir zu promovieren?». Ich habe mich dann dazu entschlossen und eine Arbeit über rumänische Vogelnamen geschrieben. Die Exzerpte über Bayle reifen noch immer in Karteikästen. Nach dem Doktorat hatte der Zufall seine Finger im Spiel: Ich hatte von der Görres-Gesellschaft das Angebot, mit einem Habilitationsstipendium nach Portugal zu gehen. Das hat mich sehr gereizt. Dann kam aber ein anderes Angebot von Prof. Kuen aus Erlangen – damals für mich das Ende der Welt! –, bei dem eine Assistentenstelle freigeworden war. Er hatte mal für ein Stipendienwerk ein Gutachten über mich verfasst. Schlussendlich war es meine Frau, eine Französin, der es zwar in Lissabon sehr gut gefallen hätte, die aber meinte, dass es für mich doch besser wäre, den Betrieb an einer deutschen Universität von innen kennenzulernen. Und so sind wir nach Erlangen gegangen. Es hat mir dann doch sehr gut gefallen in Erlangen!

promptus: Die Situation für den wissenschaftlichen Nachwuchs ist teilweise sehr prekär, Arbeitsverträge werden immer kürzer befristet. Der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz verteidigte kürzlich erst einjährige Arbeitsverträge.

Darüber hinaus gibt es Bestrebungen einzelne romanistische Institute zu schließen bzw. das Studienangebot einzuschränken. Wie sehen Sie diesen Sachverhalt?

Prof. Berchem: Ich muss ganz deutlich sagen: Bei Qualifikationsstellen muss es Begrenzungen geben. Das halte ich für vernünftig. Auch Projektstellen muss man begrenzen, die laufen für die Dauer des Projektes. Man darf demjenigen, der das Projekt leitet, nicht zum Vorwurf machen, wenn er seine Leute danach in anderen Projekten weiterbeschäftigt. Das geschieht ja im Interesse der Betroffenen. Im Übrigen wird mit Zeitverträgen – da sind wir uns einig – sehr viel Missbrauch getrieben, und zwar auf allen Ebenen, nicht nur beim wissenschaftlichen Nachwuchs. Alles was Daueraufgabe ist, sollte auch mit Dauerstellen versehen sein. Wenn das Geld aus einer Quelle kommt, die nicht sicher ist, wie z.B. aus Studiengebühren, dann habe ich noch Verständnis dafür, dass man vorsichtig sein muss. Ich habe Verständnis, ich sage nicht, dass es richtig ist.

promptus: *In einer weiteren Ihrer zahlreichen Funktionen waren Sie langjähriger Präsident der Universität Würzburg. Wie groß sehen Sie den konkreten Gestaltungsspielraum der Universitäten hinsichtlich der Situation des akademischen Mittelbaus? Welche Rolle spielt dabei die Finanzierung der Universitäten?*

Prof. Berchem: Die deutschen Universitäten sind seit Jahrzehnten unterfinanziert! Es ist so, auch wenn es ständig geleugnet wird. Ich habe mich dazu gerade in einem Beitrag geäußert.¹ Wenn ich uns mit einem armen Land der dritten Welt vergleiche, sind wir ja gut finanziert. Wenn wir aber zu den ersten Wissenschaftsnationen der Welt gehören wollen, dann sind wir sehr mittelmäßig finanziert. In sämtlichen Berichten der OECD, das können Sie Jahr für Jahr nachlesen, sind wir im Mittelfeld, wenn nicht darunter. Wir sind nicht genügend finanziert,

¹ Berchem, Theodor. 2015. «Tempora mutantur et nos mutamur in illis – Universitas semper virens – Masse-Klasse-Kasse». In: Knemeyer, Franz-Josef (Hg.): *Pro universitate et ecclesia: Festgabe für Dieter Salch zum 75. Geburtstag* (Würzburger rechtswissenschaftliche Schriften, Band 93). Würzburg: Ergon, 51-61.

um absolute Spitze zu sein. Dass der Staat manches verspricht, was er nicht hält, können Sie am Gerangel um die Bafög-Millionen ablesen.

promptus: In den USA gibt es das sog. tenure track-Modell, durch das Nachwuchswissenschaftlerinnen - und wissenschaftler langfristige Perspektiven gegeben werden. An einigen wenigen deutschen Universitäten werden erste vergleichbare Stellen geschaffen. Wie stehen Sie zu diesem Modell?

Prof. Berchem: Man hat ja versucht, das ein bisschen nachzuahmen mit den Juniorprofessuren, mit dem Unterschied, dass man da selten Aussicht auf Verstetigung hat. Nun gibt es Kenner des amerikanischen Systems und auch Amerikaner selber, die das Ganze nicht immer positiv sehen, denn auch in USA wird Missbrauch getrieben. Auch da verzögert man oft die definitive Anstellung durch allerlei Tricks. Wir sehen von außen nur das Positive und das ist das Verhängnisvolle. Da fährt ein Politiker nach Amerika, kommt zufällig auch noch nach Harvard, bekommt alles in schillernden Farben geschildert, schüttelt dem Präsidenten die Hand, fährt nach Hause und sagt: «Das machen wir auch so.». Dabei wird vergessen, dass man nicht leicht Einzelelemente übertragen kann. Wenn man schon übertragen will, dann bitte das ganze System. Sonst funktioniert es nicht!

promptus: Sie haben sich als deutschsprachiger Romanist und ehemaliger DAAD-Präsident stark für eine internationale Verflechtung der deutschen Hochschulen engagiert. Einigen Romanistinnen und Romanisten erscheinen die Forschungs- und Arbeitsbedingungen im Ausland momentan verlockender als in Deutschland. Wie sehen Sie aktuell den Wissenschaftsstandort Deutschland gerade in Bezug auf die Romanistik?

Prof. Berchem: Etwas Positives vorweg: Man kann sich heute bewerben. Zu meiner Zeit gab es das noch nicht. Dass die Professuren ausgeschrieben werden müssen, wurde ja mit den Hochschulgesetzen eingeführt. Sie können ungefähr statistisch berechnen, welche prozentuale Wahrscheinlichkeit Sie haben, auf eine

Professur zu kommen. Anhand der Altersfluktuation können Sie ausrechnen, wie viele Stellen frei werden und welche Chance Sie haben. Sie ist nicht gleich Null, aber auch nicht besonders positiv. Es ist schwierig, aber ich würde nicht sagen, dass man sich abhalten lassen sollte. Es ist aber wichtig, dass man im Auge behält, was man macht, wenn es nicht klappt. Früher habe ich immer empfohlen: «Leute, macht wenigstens das Staatsexamen, um ein zweites Standbein zu haben.» Dann fällt man nicht ins Nichts.

***promptus:** Nach angelsächsischem Vorbild wurden an vielen Universitäten sogenannte Graduate Schools eingerichtet, an denen Promotionen durchgeführt werden. Die besser finanzierten Einrichtungen bieten Stipendien und eigene thematische Veranstaltungen, die schlechter finanzierten setzen vor allem auf ein ergänzendes Programm an Schlüsselqualifikationen. Wo sehen Sie die Vor- und Nachteile bei einer solchen Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses?*

Prof. Berchem: Es ist ja noch nicht flächendeckend eingeführt. Ich bin allerdings sehr dafür, dass Doktorandinnen und Doktoranden anständig betreut werden. Ich kenne da andere Fälle aus der Vergangenheit, die nicht sein dürfen. Es muss eine gewisse Rechtssicherheit geben. Die gab es in anderen Ländern auch vorher schon. In Frankreich musste man sich einschreiben, um zu promovieren. Da wurde man offiziell als Doktorand geführt. Insofern halte ich schon einiges von dieser Neuerung, da man einen Anspruch darauf hat, betreut zu werden und auch, dass die Verfahren zügig durchgeführt werden müssen. Das stellt eine gewisse Objektivierung dar. Es könnte aber auch den Effekt haben, dass der eigentliche Betreuer weniger Interesse an seinen Leuten hat. Alles zu entpersonalisieren, hat auch seine negativen Seiten. Dass man ein Stipendium bekommt, wenn man in der Graduiertenschule ist, halte ich für sehr positiv. Dass es nicht für alle reicht, ist das Übliche. Das ist aber wieder vor allem ein Problem der Geisteswissenschaften. In den Naturwissenschaften können mehr Doktoranden auf halben Stellen promovieren und sich davon über Wasser halten.

promptus: In Deutschland wurde kürzlich das Kooperationsverbot gelockert, d.h. auch der Bund kann nun in die Grundfinanzierung der Hochschulen einsteigen. Wie immer gibt es die Befürchtung, dass die Folgen hinter den erhofften Verbesserungen zurückbleiben. Welche Erwartungen setzen Sie in diese Neuerung?

Prof. Berchem: In den 70er Jahren war schon einmal das deutsche Hochschulwesen völlig überlaufen, der *numerus clausus* war fast flächendeckend. Die Länder waren nicht in der Lage, das zu finanzieren. Dann hat der Bund gesagt: «Wenn ihr uns gewisse Rechte gebt, dann wollen wir auch mitfinanzieren.». Anschließend kam es zum Hochschulrahmengesetz, durch das dem Bund einige Rechte zugestanden wurden. Dafür hat er dann bezahlt, wie etwa die Hälfte bei den Hochschulbauten. Das war eine große Hilfe, ohne sie wären wir bankrottgegangen. Dann gab es immer mal wieder Reibereien, dass der Bund sich zu sehr in das Bildungswesen einmische, das nach der Verfassung Sache der Länder ist. Als Frau Merkel zum ersten Mal Bundeskanzlerin wurde, wurde die Debatte wieder sehr stark geführt, und die Länder wollten ihre absolute Eigenständigkeit. Der Bund ließ sich herausdrängen. Der Entwurf des damaligen Gesetzes konnte in letzter Minute noch abgeschwächt werden, da es im Bundestag in allen Parteien einige Vernünftige gab. Es sollte heißen: «Der Bund darf nicht», dann stand darin «Der Bund darf, wenn die Länder zustimmen.». Jetzt nähern sich beide Partner wieder an, und ohne den Bund geht es einfach auch nicht.

promptus: Wie stehen Sie in diesem Zusammenhang zum Thema Sponsoring aus der Privatwirtschaft?

Prof. Berchem: Wenn es sittlich in Ordnung ist, dann habe ich nichts dagegen. Es ist aber auch völlig klar: Wenn man am Geldtropf hängt, dann gerät man leicht in Abhängigkeiten. Das ist am meisten in den Naturwissenschaften der Fall. Manche Publikationen behaupten etwa, dass die Biowissenschaften in den USA von der Industrie ferngesteuert seien. In den Geisteswissenschaften ist es

sehr schwierig, Drittmittel aus der Wirtschaft einzuwerben. Wir befinden uns hier in einem Themenbereich, bei dem es nicht immer leicht ist, die Grenzen zwischen gut und schlecht zu ziehen.

***promptus:** Kommen wir nochmals auf die deutschsprachige Romanistik zu sprechen, in der traditionellerweise das Deutsche die bevorzugte Vermittlungssprache ist, wie es beim letzten Romanistentag in Würzburg im Festvortrag von Prof. Stierle auch nochmals bekräftigt wurde. Wie stehen Sie als Romanist zur Frage der Wissenschaftssprache?*

Prof. Berchem: Ich bin sehr dafür, dass man das Deutsche pflegt, das war mal die Wissenschaftssprache schlechthin im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Da konnten Sie nichts werden, wenn Sie kein Deutsch konnten. Das haben wir selber verspielt. Wir müssen das Deutsche als Wissenschaftssprache weiter pflegen, insofern hat mein Kollege schon Recht. Im Übrigen bemüht sich der DAAD genau darum. Ich habe natürlich überhaupt nichts dagegen, wenn die Naturwissenschaften ihre Artikel auf Englisch publizieren. Es gäbe allerdings auch die Möglichkeit, auf Englisch und auf Deutsch zu veröffentlichen, wie dies bei der Humboldt-Stiftung üblich ist. Zu uns, zu den Romanisten: Wenn Sie auf Deutsch publizieren, werden Sie kaum von einem Romanen gelesen. Das ist leider so, ohne Wenn und Aber. Deswegen: Wenn man gelesen werden will, würde ich schon anraten, in der Sprache des Landes zu schreiben, mit dem man sich befasst. Ich spreche von Aufsätzen – Bücher kann man ja vielleicht übersetzen. Es gibt allerdings wenige, das muss man auch sehen, die in der Fremdsprache so elegant wie in der Muttersprache schreiben können. Anders verhält es sich in der Lehre: In anderen Ländern ist es durchaus üblich, dass der Fachvertreter seine Vorlesungen in der jeweiligen Landessprache hält. Wenn man das auch in Deutschland machte, so ist das keine Missachtung unserer Muttersprache, sondern eine Notwendigkeit der möglichst effizienten Lehre.

promptus: Mit dem Format promptus – Würzburger Beiträge zur Romanistik soll dem wissenschaftlichen Nachwuchs ein Forum gegeben werden, um frühzeitig eigene Forschungsergebnisse veröffentlichen zu können. Welche Bedeutung sprechen Sie Publikationen für junge WissenschaftlerInnen zu und wie gestaltet sich für diese in Ihren Augen das optimale Verhältnis von Lehre und Forschung?

Prof. Berchem: Wer es in der Wissenschaft zu etwas bringen will, muss versuchen exzellent zu sein in der Lehre und in der Forschung. Die deutsche Universität hat ein einzigartiges Privileg, nämlich graduieren zu dürfen, d. h. zu promovieren und zu habilitieren. Das ist gebunden an die gesetzliche Vorgabe des Staates für die Universitäten: Forschung, Lehre und Dienstleistung. Ich habe z. B. unzählige Male Naturwissenschaftler darauf hinweisen müssen, dass sie an der Universität falsch am Platze sind, wenn sie nur forschen möchten. Sollen sie zu Max Planck oder in die Industrie gehen, die natürlich auch eine hohe wissenschaftliche Qualität besitzen. Zu uns gehört aber, dass man forscht und lehrt. Das zeichnet uns vor allen anderen Wissenschaftsinstitutionen aus, dass wir lehren und forschen und dafür aber auch die Grade verleihen dürfen. Außerdem ist es ja auch so, dass derjenige, der forscht, sehr viele Anregungen von seinen Studierenden bekommt.

promptus: Auch im Bereich des Stipendienwesens gibt es immer größere Kürzungen, so hat beispielsweise der bayerische Staat seine Promotionsförderung in Form der sogenannten Elitestipendien vor kurzem eingestellt. Was halten Sie davon?

Prof. Berchem: Für begabte Studierende sollte man sehr viel mehr aufbringen als man das bisher tut. Dass man für Leute, die sich besonders qualifizieren wollen, materielle Hilfe leistet, das halte ich eigentlich für selbstverständlich. Wir sind wieder beim gleichen Punkt wie vorhin: Ganz generell sind wir unterfinanziert. Von wem Stipendien am besten vergeben werden, da will ich mich nicht festlegen. Wichtig ist, dass es überhaupt Geld gibt. Es muss allerdings hohe Qualitätsstandards geben, und die Stipendien müssen neutral vergeben werden.

***promptus:** Zuweilen werden Gelder, die für die Bildung bestimmt sind, eher den Schulen als den Hochschulen zugeführt. Wie sollte die Behandlung von Schulen und Hochschulen bei der Geldvergabe aussehen?*

Prof. Berchem: Eines ist sicher: Eine Hochschule kann nur dann exzellent sein, wenn die Schulen, die ihr die Studierenden zuführen, auch sehr gut sind. Von daher ist es schwierig zu unterscheiden. Sagen wir: Eine gerechte Verteilung für beide. Ein gutes Schulsystem zu haben ist oberstes Gebot! Zur Entwicklung der deutschen Hochschulen kann ich Ihnen kurz ein paar Zahlen nennen: Vor 150 Jahren hatte die Universität Würzburg 600 Studenten, in ganz Deutschland gab es 13.000. 50 Jahre später, 1914, hatte Würzburg 1.600 Studenten, Deutschland 70.000. 1964 waren es in Würzburg 6.500, in ganz Deutschland, einschließlich der DDR, 380.000. Im Jahre 2014 hatte die Uni Würzburg 27.000 und Deutschland 2,6 Millionen. Das ist für Würzburg ein Steigerungsfaktor von 45 und für Deutschland von 200. Mehr brauchen Sie gar nicht, um einzusehen, dass sich die Hochschulwelt völlig verändert hat. Die Politik ist damit nicht fertig geworden. Sie hat immer auf Ausweitung gedrängt – mehr Schulen, mehr Universitäten, mehr Fachhochschulen, aber sie hat nicht gleichzeitig gesagt: «Viel mehr Geld.». Manche Bundesländer machen mehr als andere, aber es reicht nicht – es reicht nicht um an der Spitze zu sein. Wir haben nach dem Zweiten Weltkrieg wieder schnell an internationale Standards anschließen können und 70 Jahre danach sind wir wieder eine der führenden Wissenschaftsnationen. Das ist einfach so! Aber es ist längst nicht so toll, wie man sich das wünschen würde! Sie kennen wahrscheinlich die verschiedenen Rankings. Es gibt eines der Shanghai-Universität, in dem die 500 besten Universitäten weltweit aufgeführt sind. Was dabei auffällt, ist, dass die USA unter diesen 500 Universitäten 150 hat. Wir stehen mit 38 auch nicht schlecht da, aber auch nicht so gut, wie man meinen könnte. Großbritannien taucht in dieser Liste mit 35 auf, also ähnlich gut wie wir, ist aber bei weitem nicht so wirtschaftsstarke und bevölkerungsreich wie Deutschland. Das lässt aufhorchen. Unter den ersten 100 ist es dann besonders schlecht: Darunter sind 52 amerikanische Hochschulen, aber nur vier deutsche.

promptus: «Das ist ja nur die Diss, die liest ja eh keiner»: Über den Wert einer Promotion gibt es offenbar ganz unterschiedliche Meinungen. Welchen Stellenwert messen Sie in persönlicher, beruflicher, fachlicher und gesellschaftlicher Hinsicht heute einer Promotion bei? Wie sehen Sie das Spannungsfeld einer frühzeitigen Spezialisierung durch die Dissertation und einer möglichst breiten Vielfalt in der Lehre, die romanistische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heute abdecken sollen?

Prof. Berchem: Das Prestige, das mit dem Titel verbunden war, ist nicht völlig weg, hat aber nicht mehr den gleichen Stand wie früher. In den Dissertationen wird sehr wertvolle Arbeit geleistet. In jedem Fall wäre es ohne die Arbeit vieler Doktoranden in den Naturwissenschaften gar nicht möglich, zu spektakulären Entdeckungen zu kommen. Es kommt hinzu: Ohne Doktorat können Sie in der Wissenschaft gar nichts werden. Zum Spannungsfeld von Vielfalt und Spezialisierung: Das ist eine sehr wichtige Frage. Mir kommt es so vor, als würde die Spezialisierung immer weiter voranschreiten und damit der Horizont enger werden. In der Romanistik hat man heute schon Glück, wenn sich Fachvertreter in zwei Sprachgebieten gut auskennen. Der Trend ist sehr stark vorhanden, mehr in die Tiefe zu gehen, aber die Breite geht dabei verloren. Wenn man wie hier in Würzburg nur eine Professur für Sprachwissenschaft hat, findet man nur ganz wenige, die alles abdecken können (fürs Lehramt Französisch, Spanisch, Italienisch). Da muss man der Uni (dem Staat oder wem auch immer) den Vorwurf machen, dass sie keine zusätzlichen Professuren einrichtet oder aber, dass sie die Chancen nicht nutzt, den weißen Raben zu finden. Die romanische Sprachwissenschaft hat hier großen Schaden erlitten, und mir blutet das Herz, dass 12 Jahre nach meinem Ausscheiden noch immer kein/e NachfolgerIn gefunden ist. Eigentlich ein Skandal, bei einer Professur, die von sehr namhaften Gelehrten besetzt war. Ich nenne nur Vossler. Selbst der Trojanische Krieg war nach 10 Jahren zu Ende. Odysseus, das will ich gerne zugeben, hat dann allerdings noch einmal 10 Jahre gebraucht, um nach Ithaka heimzukehren.

Insofern haben wir ja noch Reserven. Ich selbst bin übrigens in diesem Zusammenhang nie kontaktiert worden.

promptus: Herr Prof. Berchem, gibt es etwas, das Sie dem romanistischen Nachwuchs mit auf den Weg geben wollen?

Prof. Berchem: Ja! Nie aufgeben! Nie! Aber nicht mit einer Augenbinde. Man sollte sich schon orientieren, wach sein und das tun, wofür man sich fähig hält. Wichtig sind vor allem sehr gute Sprachkenntnisse, sehr gute! Das ist besser geworden als es früher war. In der Regel klappt das aber nur, wenn man längere Zeit im Ausland verbringt. Schon mit täglichem Parlieren macht man große Fortschritte, aber das reicht bei weitem nicht. Wenn man die fremde Sprache so gut beherrschen möchte wie ein gleichgebildeter Muttersprachler, muss man sehr viel und lange investieren.²

promptus: Herr Prof. Berchem, wir bedanken uns sehr herzlich für dieses Interview!

Das Interview führten Robert Hesselbach und Christoph Hornung.

² Berchem, Theodor. 2007. «Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen». In: Böhm, Winfried/Hillenbrand, Karl (Hg.): *Engagiert aus dem Glauben: Beiträge zu Theologie, Pädagogik. Für Walter Eykmann zum 70. Geburtstag*. Würzburg: Echter, 303-320 (spez. 316-317).